

# Der Weihnachtsengel am Klavier

„Ach, wenn doch endlich der Heiligabend vorbei wäre!“ Doris ist acht und befürchtet mal wieder das Schlimmste. Im vorigen Jahr sollte sie – wir auch ihre kleiner Bruder – ein Gedicht unterm Weihnachtsbaum aufsagen, bevor der Gabentisch geplündert werden durfte. Doch als die Kerzen am Christbaum leuchteten und Doris nach einem kleinen Knicks die ersten beiden Verse gesprochen hatte, bekam sie ganz feuchte Handflächen und einen heißen Kopf: Sie hatte den Faden verloren, konnte nicht weiter, und plötzlich kamen die Tränen. Und jetzt wird's wieder Weihnachten, und diesmal kommt's noch schlimmer: Vor anderthalb Jahren hatte sich Doris Klavierstunden zum Geburtstag gewünscht. Sie hat einen tollen Lehrer, und meistens macht das Üben ja auch Spaß. Sie übt übrigens am liebsten, wenn ihr Vater nicht zu Hause ist, denn der spielt auch Klavier und mischt sich bei jedem falschen Ton immer gleich ein. Aber er ist Journalist und deshalb selten zu Hause. Da ist Zeit genug zum Üben, und sie freut sich immer noch über das Geburtstagsgeschenk und auf die Klavierstunden. Aber manchmal würde sie das Geschenk gern wieder verschenken. So wie jetzt.

„Es wäre doch schön, Doris, wenn du uns zu Weihnachten etwas vorspielen könntest“, hat kürzlich ihre Mutter gesagt. „Die Romanze von Felix Mendelssohn-Bartholdy zum Beispiel, den die Klavierlehrer neulich vorgespielt hat und den du sowieso üben musst, finde ich recht nett!“

Jetzt sitzt Doris am Klavier, und auch nach dem zwölften Anlauf wollen die Finger einfach nicht klapieren, war ein Fis in der C-Dur-Tonart zu suchen hat. Was die Erwachsenen mit Modulation und Dominantseptakkord umschreiben, nennt Doris einfach das „Problem mit der schwarzen Taste.“ Es will einfach nicht klappen, und heute ist schon der erste Advent. Doris ist mit sich selbst und vor allem mit dem bevorstehenden Heiligabend gar nicht zufrieden. „Warum muss es nur Weihnachten geben“, schmolzt sie und denkt an die letzte Blamage unterm Weihnachtsbaum. Schon wieder stiehlt sich eine Träne ins Auge, wie damals vor knapp einem Jahr.

Doch das Licht der Notenlampe bricht sich in dem traurigen Nass. Doris sieht Hunderte von Kerzen, sieht ihre Eltern und Geschwister im Gabenzimmer, sieht sich selbst strahlend am Klavier neben dem Weihnachtsbaum sitzen, hört sich selbst die Frühlings-Romanze von Mendelssohn-Bartholdy spielen – mit richtigem Fis in der linken Hand und ganz ohne Probleme, völlig entspannt und fröhlich.

Doris will die Melodie mitspielen, erst nur mit der rechten, danach auch mit der linken Hand. Auf einmal geht's, ganz ohne Fehler, wenn auch noch etwas zu langsam. Na ja, denkt Doris, es sind noch fast vier Wochen bis zum Heiligabend, noch drei Klavierstunden bis dahin. „Na, Mutti wird sich wundern“, nickt sie sich selbst ermutigend zu.

Auf ihren Wunschzettel an den Weihnachtsengel – denn wer sonst könnte ihr die Romanze ins Ohr gesungen haben? – schreibt sie sicherheitshalber: „Ich wünsche mir, dass ich keine Angst mehr habe, wenn ich anderen Menschen eine Freude machen möchte!“

Das ist nun schon viele Jahre her, und die Überraschung unterm Weihnachtsbaum damals ist gelungen. Heute ist meine Tochter Doris selbst Mutter von zwei quirligen Kindern. Das Klavier ist für sie und ihre Familie gerade am Heiligabend nicht mehr weg zu denken, und kürzlich verriet mir mein Enkel Pascal: „Opa, ich wünsche mir Klavierstunden zu Weihnachten!“

Meine Damen und Herren, es gab eine Zeit, da sich Engel rar machten. Die Älteren unter uns kennen sie noch, die Kriegs- und Nachkriegszeit. Wenn wir heute die weihnachtlich illuminierten Einkaufszentren und die sternbeschiedenen Straßen sehen, empfinden wir die Erinnerung an die karge Zeit wie einen dunklen Traum. An diese Zeit, die vor 50 Jahren

durch das Wirtschaftswunder allenfalls vordergründig ein wenig aufgeheitelt wurde, möchte ich Sie mit einem Gedicht von Erich Kästner erinnern.

## Weihnachtslied, chemisch gereinigt

Morgen, Kinder, wird's nicht geben!  
Nur wer hat, kriegt noch geschenkt.  
Mutter schenkte euch das Leben.  
Das genügt, wenn man's bedenkt.  
Einmal kommt auch eure Zeit.  
Morgen ist's noch nicht so weit.

Doch ihr dürft nicht traurig werden.  
Reiche haben Armut gern.  
Gänsebraten macht Beschwerden.  
Puppen sind nicht mehr modern.  
Morgen kommt der Weihnachtsmann.  
Allerdings nur nebenan.

Lauft ein bisschen druch die Straßen!  
Dort gibt's Weihnachtsfest genug.  
Christentum, vom Turm gelasen,  
Macht die kleinsten Kinder gut.  
Kopf gut schütteln vor Gebrauch:  
Ohne Christbaum geht es auch.

Tannengrün mit Osrambirnen –  
Lernt drauf pfeifen! Werdet stolz!  
Reißt die Brenner von den Stirnen,  
Denn im Ofen fehlt's an Holz!  
Stille Nacht und heil'ge Nacht –  
Weint, wenn's geht nicht! Sondern lacht!

Morgen Kinder, wird's nichts geben!  
Wer nichts kriegt, der kriegt Geduld.  
Morgen, Kinder, lernt fürs Leben!  
Gott ist nicht allein dran schuld.  
Gottes Güte reicht so weit...  
Ach, du liebe Weihnachtszeit!

Spüren wir die Kälte in Kästners sarkastisch-karger Welt, in der kein Platz für Gott und Engel ist? Die über der Sorge um das eigene Hemd den großen Mantel der Liebe Gottes aus den Augen verloren hat? In der die Reichen reich und die Armen arm bleiben müssen, weil es nicht einmal zu Weihnachten ein echtes Miteinander gibt? – Die Zeiten sind vorbei? – Meine Damen, glauben Sie das bloß nicht! Eine gott- und engellose Welt scheint uns wieder entgegenzuwachsen. Hier noch einmal Kästner:

# Legende, nicht ganz stubenrein

Weihnachten vergangnen Jahres,  
17 Uhr präzise war es:  
Dass der liebe Gott nicht, wie gewöhnlich,  
Den Vertreter Ruprecht runterschickte,  
Sondern er besuchte uns persönlich.  
Und erschrak, als der die Welt erblickte.

Er beschloss dann doch, sich aufzureffen.  
Schließlic hatte er uns ja geschaffen!  
Und er schritt – bewacht von Detektiven  
Des bewährten Argus-Institutes,  
Die, wo er auch hinging, mit ihm liefen –  
Durch die Städte und tat nichts als Gutes.

Gott war nobel, sah nicht auf die Preise,  
Und erschenkte, dies nur beispielsweise,  
Den Ministersöhnen Dampfmaschinen  
Und den Kindern derer, die im Jahre  
Mehr als 60000 Mark verdienen,  
Autos, Boote – lauter prima Ware.

Derart reichten Gottes Geld und Kasse  
Abwärts bis zur zwölften Steuerklasse.  
Doch dann folge eine große Leere.  
Und die Deutsche Bank gab zu bedenken,  
Dass sein Konto überzogen wäre.  
Und so konnte er nichts weiter schenken.

Gott ist gut. Und weiß es. Und wahrscheinlich  
War ihm die Geschichte äußerst peinlich.  
Deshalb sprach er, etwas zehn Minuten,  
Zu drei sozialistisch eingestellten  
Journalisten, die ihn interviewten,  
Von der Welt als bester aller Welten.

Und die Armen müssten nichts entbehren,  
Wenn es nur nicht so sehr viele wären.  
Die Reporter nickten auf und nieder.  
Und Gott brachte sie bis ans Portal.  
Und sie fragten: „Kommen Sie bald wieder?“  
Doch er sprach: „Es war das letzte Mal.“

Und jetzt singen wir bald wieder „Vom Himmel hoch, da komm’ ich her“, und wir freuen uns  
auf eine Weihnachtszeit im Kreise unserer Familie, die so ganz anders ist als die eben  
beschriebene. Arbeiten wir daran, dass es eine gesegnete Weihnacht wird, und lauschen wir  
zuvor der Geschichte über die schönsten Weihnachtsgestalten neben dem Kind in der Krippe:

# Engel – mehr als himmlisches Geflügel

Die Weihnachtszeit naht und damit die Hoch-Zeit für Engel: Rauschgoldengel hängen am Christbaum, ein Engel-Orchester aus dem Erzgebirge setzt zu himmlischer Musik an, Lieder besingen diese Wesen, allen voran das Luther-Lied „Vom Himmel hoch, da komm’ ich her...“. Die Weihnachtsgeschichte wäre ohne diese zarten Wesen kaum vorstellbar: Doch das „Eia-Popeia“ und das „Susanni“ sind eine Verniedlichung von höchst ernsthaften Gestalten, die sich durch die ganze Religionsgeschichte des Abendlandes ziehen, nicht nur im Christentum.

Eine uralte Erfahrung prägt das religiöse Empfinden: Die Distanz zwischen Gott und Mensch ist zu groß, als dass der Mensch sie überwinden könnte, und Gott und Mensch sprechen unterschiedliche Sprachen. Deshalb kennen schon die Griechen einen Mittler: den Götterboten Hermes, der auf seinen Flügeln vom Olymp schwebt, um den Menschen den Willen der Götter zu verkünden. Sie kennen ein weiteres geflügeltes Wesen, nämlich den Pegasus, jenes geflügelte Pferd, das den Künstler über den Rest der Menschheit erhebt, beispielsweise den Dichter. Hermes kündigt den Menschen den Willen der Götter, Pegasus trägt die Botschaft der Menschen in göttlicher – nämlich künstlerischer – Sprache der Gottheit entgegen.

Viel älter als die griechische ist die jüdische Religion. Sie kennt freilich nicht den Olymp mit seiner ganzen Göttergesellschaft, sondern nur den einen Gott, der die Welt und die Menschen geschaffen hat und sie nach seinem Willen erhält. Dieser Gott ist unvorstellbar stark und mächtig, dass Menschen seine Nähe nicht aushalten. Weil Gott dies weiß, schickt er Engel zu ihnen, um ihnen seinen Willen zu verkünden, sein Gericht zu vollziehen, seine Gnade zu gewähren.

Diese Engel haben mit dem weihnachtlichen Eia-Popeia nun aber überhaupt nichts zu tun. Es sind Gottes Helden, die hier wirken, umgürtet mit dem Schwert. Sie stehen jenen bei, die Gott gehorsam sind, und strafen jene, die seinen Willen nicht berücksichtigen. „Ich will vor dir senden einen Engel“, verspricht Gott Moses, als er das Volk der Israeliten aus der babylonischen Gefangenschaft in die Freiheit führen soll. Der Engel steht dem auserwählten Volk auf dem ganzen Weg bei und weist den Weg ins Gelobte Land. Anders die Engel, die in Sodom und Gomorra wirken. Es sind Würge- oder Racheengel, sie vernichten diese Städte, die sich dem Willen Gottes widersetzt haben. Dann ist da aber wieder jener Engel, der Abraham in den Arm fällt, als dieser seinen Sohn Isaak einem gewaltsamen Gott opfern will. Ein weiterer Engel hilft Tobias, als er durch seine Braut Sara in Lebensgefahr kommt. Dieser Engel rät dem Mann, wie er mit dieser Gefahr umzugehen hat.

Es gibt kein unmittelbares Zeugnis dafür, dass Engel auch von den Christen der ersten drei Jahrhunderte verehrt worden sind. Aber man hat sie gekannt – als Glaubensboten, als kosmische Mächte, insbesondere auch als machtvolle Völkerengel. So betont der Kirchenvater Athanasios, als er Christen gegen den Vorwurf des Atheismus verteidigen muss, dass sie nicht nur an die drei göttlichen Personen glaubten, sondern auch an die Engel, die über die Elemente, den Himmel und den Kosmos gesetzt seien.

Der Apostel Paulus hat sich schon im Kolosserbrief gegen eine Übergewichtung des Engelsglaubens ausgesprochen: „Lasst euch niemand das Ziel verrücken, der nach eigener Wahl einhergeht in Demut und Geistlichkeit der Engel, davon er nie etwas gesehen hat, und ist ohne Ursache aufgeblasen in seinem fleischlichen und hält sich nicht an dem Haupt, aus

welchem der ganze Leib durch Gelenke und Fugen Handreichungen empfängt und zusammengehalten wird und also wächst zur göttlichen Größe.“ Paulus hat die große Sorge, dass Nebengestalten des Glaubens den Blick versperren könnten auf die Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist. Der Grund für seine Warnung: Einzelne Völker wie Ägypten hatten sich ihre Spezialengel erkoren, von denen sie glaubten, sie würden das Reich Gottes wie Feldherren auf Erden aufrichten und so den Bau der Kirche vollenden.

Die Synode von Laodicea um 360 verwirft ganz offiziell diese Vorstellung von Engeln als himmlischen Feldherren. Gegen eine Verehrung von Engeln, die sich in gebührenden Grenzen hält, hat sich die alte Kirche allerdings nie ausgesprochen. Ihre Anbetung wird verworfen, aber – so fordert der Kirchenvater Ambrosius auf – um Schutz und Hilfe darf man sie bitten.

Ob man Engeln Kirchen weihen dürfe, war strittig. Der Kirchenvater Augustin missbilligt solche Absichten, doch insbesondere in Ägypten waren schon Fakten gesetzt. Dort standen schon prachtvolle Kirchen zu Ehren der Erzengel Gabriel und Michael, und insofern haben Augustins Bedenken kaum Wirkung gezeigt.

Engel sind nicht niedlich, sie sind kraftvolle Boten. Als solche sind sie auch in der Kunst der alten Kirche dargestellt: Es sind junge Männer, mitunter mit Bärten, und schwer bewaffnet. Flügel erhalten sie in der Kunst erst im vierten nachchristlichen Jahrhundert, als sich nämlich die Abendmahlsliturgie mit dem so genannten Präfationsgebet durchsetzte: Wir kennen die Worte: „Durch welchen Deine Majestät loben die Engel, anbeten die Herrschaften, fürchten die Mächte, die Himmel und aller Himmel Kräfte samt den seligen Seraphim, mit einhelligem Jubel dich preisen. Mit ihnen lass auch unsre Stimmen uns vereinen und anbetend ohn Ende lobsingen.“ Und jetzt folgt das Hosanna der Engel: „Heilig, heilig, Heilig ist Gott, der Herr Zebaoth...“ Aber auch hier sind die Engel noch kraftvoll, werden ja ganz bewusst in eine Reihe gestellt mit der göttlichen Macht und den Himmelskräften. Sie sind durch ihre besondere Nähe zu Gott für den Menschen nicht direkt erfahrbar, aber sie sind unbedingt wichtig, um Gottes Größe zu dokumentieren. Schließlich ist er der König des Himmels und der Erde. Auf der Erde hat er sein auserwähltes Volk, und im Himmel hat er seinen göttlichen Hofstaat.

Gerade die Erzengel sind kraftvolle Streiter, sozusagen Gottes Leibgarde im Engelsheer: Michael, Gabriel, Raphael und Uriel. Sie bewachen die Pforten zum Paradies. Michael ist besonders beliebt, weil er nicht nur als Krieger, sondern auch als Krankenheiler verehrt wird.

Die Engel verselbständigen sich sozusagen in der Volksseele – gegen den Willen der Kirche, die ja eigentlich Probleme damit haben muss, dem einen Gott andere überirdische Wesen zur Seite zu stellen. So bestimmt schließlich das siebente ökumenische Konzil von Nicäa ganz im Sinne des Volkes, man dürfe die Bilder der Engel ebenso wie die der Heiligen grüßen und verehrend vor ihnen niederfallen.

Blicken wir noch einmal auf die Kunstgeschichte: Im sechsten Jahrhundert findet man ganz andere Engel. Vorbild dazu ist wahrscheinlich das Bild der griechischen Friedensgöttin Nike, die ebenfalls Flügel trägt und im Raum Byzanz, Syrien und Antiochien auf Münzprägungen bis ins frühe Mittelalter zu sehen ist. Doch auch diese Engel der frühchristlichen Zeit bleiben Männer und sind bekleidet mit Tunika und Pallium, also Untergewand und Mantel. Erst Künstler des frühen Mittelalters ziehen sie nach byzantischer Hoftracht an.

Italienische Maler des 15. Jahrhunderts deuten diese Hoftracht schlicht und einfach falsch aus: Sie glauben, dass sich unter der bauschigen Bekleidung des Oberkörpers ein Busen verbirgt,

und korrigieren die Gesichter entsprechend: Aus männlichen Engeln werden Frauengestalten. Diese Frauenengel finden später in großer Üppigkeit als Altardecor in italienischen Kirchen.

Im mediterranen Bereich werden die Engel nun zu schmückenden Accessoires des Himmels und der Kirche – um die Herrlichkeit Gottes zu erhöhen.

Im Norden nimmt die Darstellung der Engel einen anderen Weg: Bis zum frühen Mittelalter kleiden Künstler die Engel in das Gewand des Diakon, des Gemeindevorsitzenden, der auch über soziale Belange des Einzelnen und der Gemeinde wacht. Weil sich im Norden Europas die christliche Religion stärker als in anderen Regionen mit heidnischem Brauchtum gemischt hat, kommen hier auf einmal Kindgestalten ins Spiel: Reinheit, Keuschheit und Unschuld werden im nordischen Bereich Kindern zugeschrieben. So sind in frühgotischen Plastiken hierzulande und in der kölnischen Malerei des 14. Jahrhunderts erstmals Kindgestalten als Engel zu sehen, gekleidet in das schlichte Gewand des Diakons, sozusagen Unschuldengel mit Sinn für Vertrauen, Nächstenliebe, Fürsorge.

Die Kunst ist dem Denken häufig voraus. Im Mittelalter ziehen Seuchenzüge durch ganz Europa, nicht zuletzt durch die Kreuzzüge eingeschleppt. Es ist durch die Kirche von Angst vor Fegefeuer und ewiger Verdammnis geprägt. Die Rom-Kirche zeichnet Gott als den Richter, um im Ablasshandel ihr eigenes Schäfchen ins Trockne zu bringen. Da wächst das Verlangen nach einem gütlichen Mittler zwischen Himmel und Erde. Die Aufgabe dieses Mittlers übernimmt zum einen die Heilige Jungfrau Maria, zum anderen übernehmen sie die Schutzengel.

Nackte Kinderengel sind erstmals in der Renaissance-Zeit zu finden. „Redeamus ad fontes“ – „Lasst uns zu den Quellen zurückkehren!“ Dieser Wahlspruch der Epoche gilt auch für Künstler. In Anlehnung an nackte römische und griechische Eros- und Amorbilder entstehen nun die Puttos der italienischen Renaissance, die ihre Fortsetzung und Ausmalung im Barock erleben. Die Künstler aus Renaissance und Barock haben auch jene geflügelten Engelsköpfe geschaffen, die bis heute in Oberammergau und anderen Zentren der Holzschnitzerkunst anzutreffen sind. Sie entspringen der Vorstellung der Engelswolke, mit denen Gott-Vater und Gott-Sohn im Himmel umgeben sind – hier liegt ein Bild der Offenbarung des Johannes zugrunde.

Der Reformator Dr. Martin Luther hat in den Jahren 1530, 1531 und 1544 berühmte Predigten auf den Erzengel Michael gehalten. Aber das Fest der Engel im katholischen Jahreskreis am 29. September will er nicht nach alter Form feiern, sondern als Fest Gottes, der die Engel geschaffen hat, damit wir ihren Dienst an uns erkennen und ihm dafür danken. So verwirft er im zweiten Schmalkaldischen Artikel die Anrufung der Engel und setzt damit der Engelsverehrung in der neuen Kirche ein Ende. Es ist merkwürdig: Theologisch ist Luther mit den Engeln nie fertig geworden.

Trotzdem hat er ihnen mit dem Engelslied „Vom Himmel hoch, da komm’ ich her“ ein wunderschönes klingendes Denkmal gesetzt. Dieses Lied ist im Kreis seiner Familie nicht nur gesungen, es ist regelrecht wie ein Weihnachtsspiel aufgeführt worden. Die Melodie zu seinem erzählenden Lied mit wechselnden Rollen holte Luther aus dem Schatz der Volkslieder: „Von fremden Landen komm’ ich her!“

In den ersten fünf Strophen verkündet der Engel das Weihnachtsgeschehen. In der sechsten und siebenten Strophe antworten die Adressaten der Weihnachtsbotschaft. Danach treten sie

einzelnen an die Krippe, um im Jesuskind den Erlöser der Welt anzubeten, und schließlich vereinen sie sich zum großen Lobgesang.

Nur am Rande: Das Weihnachtslied endet für unsere Ohren ungewöhnlich, nämlich mit dem Vers: „Des freuen sich der Engel Schar und singen uns solch neues Jahr!“ Das ist als Hinweis darauf zu verstehen, dass zu Luthers Zeit noch gar kein Neujahrsfest gefeiert worden ist. Dieses Privileg war dem Adel vorbehalten, das niedere Volk feierte zugleich mit dem Weihnachtsfest den Beginn des neuen weltlichen Jahres.

Der Reformator setzt in seiner jungen Kirche nicht nur der Engelverehrung ein Ende. Er fördert ungewollt auch die Schutzengelverehrung in der katholischen Kirche. Denn Engel bleiben auch nach der Reformation sozusagen das religiöse Lieblingsspielzeug beider Konfessionen. Der Schutzengel soll jetzt im wahrsten Sinne des Wortes die Gläubigen vor den Angriffen der lutherischen Ketzer schützen.

Theologen beider großen Konfessionen haben den Engeln hohe Aufmerksamkeit in ihren dogmatischen Werken geschenkt. Es ist müßig, diese Streitereien zu schildern. Fazit daraus: Die Frage, ob es Engel gibt, darf auf das Handeln der Christen keinen Einfluss haben. Er hat sich nach den zehn Geboten und dem Gebot der Nächstenliebe zu richten, bleibt insofern in der Verantwortung vor Gott und dem Nächsten allein, hat also nicht die Ausrede, dass ihm ein Engel vielleicht einmal nicht nach Wunsch geholfen hat.

Engel sind biblische Gestalten, aber sie sind eigentlich nicht so recht theologischen Gestalten: Die theologische Wissenschaft tut sich schwer mit ihnen. Lassen Sie mich trotzdem versuchen, ein theologisches Engelsbild zu skizzieren – freilich unter der Vorbemerkung, dass Theologie keine Wissenschaft über Gott sind, sondern darüber, wie Menschen von ihm denken und über ihn sprechen.

Durch den Engel Gottes tritt er selbst, den die Himmel nicht fassen können, weil er über ihnen steht, mit dem Geschöpflichen gezielt und konzentriert in Kontakt. Das ist die Botenrolle, von der ich schon sprach und von der in der ganzen Bibel immer wieder die Rede ist.

In der Gestalt der Engel nimmt sich der unendliche Gott, der stets allgegenwärtig ist, in die Endlichkeit zurück und begegnet dem Menschen in einer ganz bestimmten Situation: an Abrahams Altar, überm Stall von Bethlehem, an Jesu leerem Grab. Diese Selbstverendlichung Gottes ist nie von Dauer, nie vom Menschen verfügbar, wird auch nie konkret wiederholt. Es ist deshalb wesentlich für Engel, zu verschwinden und nicht wiederzukommen, nicht sesshaft zu werden und nicht zu sterben. Ihre Realität liegt in einem stets einmaligen Ereignis.

Der Engel Gottes erscheint inmitten von Schwierigkeiten, Spannungen in den natürlichen Lebensverhältnissen, inmitten von Bedrohung, Verrat, Hoffnungslosigkeit, Unterdrückung und Krieg. Oft löst er eine neue Wahrnehmung der Gegenwart aus – wie einst bei Gideon im Richterbuch (6. Kapitel): Das Volk Israel fühlt sich bedroht von den Midianitern, ist aber zu schwach zum Widerstand. Da kommt ein Engel zu Gideon und bietet ihm Hilfe an. Gideon zweifelt an dieser Zusage und verlangt einen Beweis für die Echtheit des Angebots. Der Engel befiehlt ihm, ein Opfer zu richten. Als es fertig ist, lässt der Engel Feuer aus einem Fels fahren und im Namen Gottes das Opfer verzehren. Er besiegelt die Treuezusage an Gideon mit dem Gruß: „Friede sei mit dir, Fürchte dich nicht, du wirst nicht sterben“, und er hilft in der Schlag. In der Gestalt des Engels stellt sich Gott auf die Seite seines Volkes, wenn es in Bedrängnis ist. Gegenwart und Zukunft werden durch Engel neu sichtbar und erhalten eine andere Möglichkeit zur Gestaltung.

Engel haben einem anderen Bild die Aufgabe, Gott zu verherrlichen. Daniel erlebt solch einen Engel in einer politisch hoch brisanten Situation. Der junge Mann begegnet einem Mann mit goldenem Gürtel, blitzenden Augen, in vollem Harnisch. Er sagt ihm einen Verbündeten im Kampf gegen die Perser zu und trägt Daniel auf, wie er künftig sein Volk zu regieren habe und welche Entwicklung es in der weiteren Zukunft nehmen werde. In diesem Engel manifestiert sich Gottes Herrlichkeit, die weit über die Perspektive des Menschen hinausreicht und Unglaubliches möglich macht.

Ein weiteres drücken Engel aus: die Unzugänglichkeit Gottes für den Menschen. Seine Nähe ist nicht zu ertragen, Gott offenbart sich in Bildern. Er lässt Mose einen brennenden Busch von sich künden und Jesaja durch einen Engel feurige Kohlen aufs Haupt sammeln zur Reinigung. Die Sarafen – Seraphim – haben in der Kunst Löwenleiber mit Flügeln, lassen damit Elemente des Irdisch-Geschöpflichen erkennen, das aber auf Erden in unerlebbarer Weise zusammengefügt ist. Die Cherubinen sind geflügelte Wesen mit menschlichem Körper und Gesicht, wie sie auf assyrischen Bildwerken abgebildet sind. Sie stehen beispielhaft für den Menschen, der nur in der Verherrlichung Gottes dem Himmel näher kommen kann. Soweit die theologischen Versuche über Engel, und sie müssen unbefriedigend bleiben.

Trotzdem bleiben Engel in der Gegenwart unverzichtbar – nicht nur für die Industrie, die sie in Millionenaufgabe alljährlich zu Weihnachten in Glas, Holz, Kunststoff, Marzipan oder Schokolade herstellt. Über den Geschmack lässt sich trefflich streiten, und es ist durchaus die Frage, ob ein leichtgeschürzter Playboy-Engel wie bei „arke“ unbedingt den bunten Teller garnieren muss.

Nein, wir brauchen Engel auch im Alltag. Sie tun einfach gut, sie beschützen uns, sie tun uns gut – und sie gehören einfach in die Weihnachtsgeschichte. Ein Engel hat der Maria verkündigt, dass sie Gottes Sohn gebären sollte. Ein Engel hat den Hirten auf dem Felde von der Geburt Jesu erzählt, ein Engel hat Joseph angewiesen, mit seiner Familie vor den Häschern des Königs Herodes zu fliehen. Engel erscheinen eben immer dann, wenn etwas Außergewöhnliches mit uns Menschen vorhat. In der Botschaft des Neuen Testaments sind sie zu Verkündern der Gnade Gottes geworden: „Euch ist heute der Heiland geboren“, singen sie überm Stall von Bethlehem. Engel haben an Jesu leerem Grab verkündet, dass mit dem Tode das Ziel Gottes für den Menschen nicht erreicht ist.

Engel sind deshalb die großen Sympathieträger des Christentums. Sie sind sprichwörtlich geworden für alles Schöne, besonders auch für die Liebe: „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“, singt Marlene Dietrich in dem Film „Der blaue Engel“, der nach Heinrich Manns satirisch-gesellschaftskritischem Roman „Professor Unrat“ gedreht worden ist. Als Doktor Faust mit seinem Gretchen über die Religion spricht und Frömmigkeit heuchelt, nennt er seine Angebetete einen „ahnungsvollen Engel“, weil sie ihm nicht glaubt und in ihrer Unschuld immer lästigere, bohrendere Fragen stellt. Die Literaturgeschichte ist von Engeln durchschwebt, die Musikgeschichte ebenfalls. Unvergessen ist das schlichte Lied aus Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel“: „Abends, wenn ich schlafen geh, 14 Englein bei mir steh'n.“ In Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium sind gleich mehrere kraftvolle Engelschöre zu hören.

„Fahre nie schneller, als dein Schutzengel fliegen kann“, rief einst Motorradpastor Reinhold Hintze vor dem Hamburger Michel 5000 Bikern zu, und er erinnerte daran, dass man selbst durchaus seinen Beitrag leisten muss, wenn man von Engeln behütet werden möchte. Schutzengel: Jeder braucht sie, und sie scheinen überall zu sein. Sie bekommen Gestalt. Die

ADAC-Helfer heißen seit Jahrzehnten „Gelbe Engel“, Krankenschwestern gelten als die Engel der Station, und Wohltäter bekommen oft genug den Satz zu hören: „Sie sind ein Engel!“ Wer bereitwillig zuhören oder ausführlich und nachhaltig erklären kann, der hat eine „Engelsgeduld“.

Engel sind übrigens nicht nur fröhlich. Der Künstler Tilman Riemenschneider hat auch einen weinenden Engel in Lebensgröße aus Holz geschnitzt. Er steht Menschen in ihrer Traurigkeit zur Seite. Im Mittelalter ist auch vom Todesengel die Rede, und damit ist nicht etwa eine barmherzige Krankenschwester gemeint, die ihren Patienten von seinem Leiden erlöst. Nein, auch zum Sterben – so die Gewissheit der Menschen im Mittelalter – wird der Mensch von einem Engel gerufen, der ihn in das Paradies geleiten soll. Als ich diesen Engel auf der Marienfeste in Würzburg sah, fiel mir spontan das Schubert-Lied „Der Tod und das Mädchen“ ein. Dieser Engel hat nichts Strafendes, er umschließt vielmehr behutsam mit seinen Flügeln das Schicksal des Sterbenden.

Insofern kann Dietrich Bonhoeffer noch in seiner Todeszelle Engeln vertrauen, als er dichtet: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarte ich getrost, was kommen mag. Gott ist bei mir an jedem Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“ Er bringt wohl am schönsten in der jüngeren Theologiegeschichte den Schutzengelgedanken ins Spiel.

Gibt es sie? – Ja, es gibt sie – aber nur für diejenigen, die ein Gespür für sie haben. Für diejenigen, die Danke sagen können für einen Unfall, der sich nicht ereignet hat, für einen Fehler, der vom Chef unbemerkt blieb, für eine Entgleisung, die der Gesprächspartner nicht übel genommen hat, für die tägliche Gesundheit, die keinesfalls selbstverständlich ist, für die Genesung von einer Krankheit. Wer sich und die seinen seinem Schutzengel anvertraut, lebt in einer ganz anderen Sicherheit als derjenige, der alltägliche Bewahrungen einfach vordergründig als „Glück“ oder „Schwein gehabt“ abtut.

Ganz wichtig: Den Schutzengel dürfen wir nicht nur für uns ganz persönlich reklamieren. Wir müssen ihn auch anderen zugestehen. Das bewahrt uns davor, egozentrisch zu werden. Den Schutzengel kann man nicht verbeamten oder anders vereinnahmen. Wir dürfen ihn bitten, uns weiter zu beschützen, und wir dürfen ihm danken, wenn er uns beschützt hat – egal, was die Theologen dazu sagen. Wenn Sie mich fragen, wem ich danke und wen ich bitte: Für mich ist es Gott, der die Schutzengel geschaffen hat. Und in diese Bitten und in diesen Dank schließe ich meine Familie und ganz besonders meine Kinder und Enkel ein, die den Schutzengel ganz besonders brauchen.

Eine ganze Kollektion solcher Engel hat die Künstlerin Brigitte Kranich aus Toppenstedt gemalt. Ihre Werke sind noch bis Mitte November in der Lüneburger St.-Johannis-Kirche zu sehen. Diese Kunstwerke zeugen von zahlreichen Begegnungen mit Engeln, und sie sprechen viel eindrucksvoller von der Engel-Realität, als dies ein Theologe tun könnte. Diese Bilder sind mit dem Herzen gemalt. Ich möchte Ihnen nur einen einzigen dieser Engel schildern.

Brigitte Kranich hat ihn für ein sechsjähriges Mädchen gemalt, das nach einem Unfall querschnittgelähmt ist und trotz bevorstehender Operationen wohl nie wieder zu einer ganz normalen Körperhaltung finden wird. Der Engel, der am Fußende des Krankenbettes wacht, trägt den Kopf wie die kleine extrem nach links geneigt, lässt den rechten Flügel unkontrolliert hängen, wie das Mädchen in seiner Rechten kein Gefühl und keine Bewegung hat.

Viele weitere Bilder von Brigitte Kranich zeugen davon, dass sich Gott in seinen Engeln unserem Schicksal zur Seite stellt, dass er mit uns leidet und uns zugleich behütet. Diese Frau, schon als junge Mutter Witwe geworden, hatte keine theologische Sprache. Den Wert der Bibel und insbesondere der Engel hat die heute 72-Jährige ihrer längst erwachsenen Tochter damals mit Bildern geschildert. Vielleicht ist das die einzige Möglichkeit, Zeugnis von Engeln zu geben. Nicht in theoretisierender Sprache, nicht in hochfliegenden Gedanken. Die Kunst und die Musik haben unseren intellektuellen Kommunikationsmöglichkeiten eines voraus: Sie rühren die Seele an – wie die Engel.

Ein Ausblick zur Fröhlichkeit im Alltag: „Du bist ein Engel“, sage ich manchmal zu meiner Frau, wenn sie mir das Lieblingshemd besonders schön gebügelt, mir mein Lieblingsgericht gekocht oder den Koffer für den nächsten auswärtigen Termin perfekt gepackt hat. Was will ich damit sagen? – Eigentlich doch nur: „Ich habe dich so lieb, wie man einen Menschen eigentlich gar nicht lieb haben kann.“

Und wenn ein Paar dann am Abend ein Glas Wein mehr trinkt, heißt es bisweilen vom Mann – als schelmischer Trost für seine Frau: „Frauen mit einem Schwips sind wie Engel im Bett.“ Womit gemeint ist, dass guter Wein, in Maßen genossen, die Sinne beflügelt.

Engel sind der verlängerte Arm Gottes, auch wenn sie bisweilen Menschengestalt annehmen, und Engel sind geduldig: Sie lassen sich einfach alles zuschreiben, müssen auch für einiges herhalten, wie in einem fränkischen Weinlokal zu lesen ist: „Wenn Frankenwein mal sauer ist, so weiß ein jeder guter Christ: Da hat ein Engel reinge...lächelt.“

Womit gesagt ist, dass Engel keine Götter sind. Aber sie sind eben auch mehr als Menschen. Der Dichter Wilhelm Wilms hat diesen Gedanken wunderschön verdichtet:

„Welcher Engel wird uns sagen,  
Dass das Leben weitergeht?  
Welcher Engel wird wohl kommen,  
Der den Stein vom Grabe hebt?  
Wirst du für mich,  
Werd' ich für dich  
Der Engel sein?  
Welcher Engel wird uns zeigen,  
wie das Leben zu bestehn?  
Welcher Engel schenkt uns Augen,  
die im Keim die Frucht schon sehn?  
Wirst du für mich,  
Wird ich für dich  
Der Engel sein?  
Welcher Engel öffnet Ohren,  
die Geheimnisse verstehn?  
Welcher Engel leiht uns Flügel,  
Unseren Himmel einzusehn?“  
Wirst für mich,  
Werd ich für dich  
Der Engel sein.“

Man müsste Engelszungen haben, um Schöneres über Engel sagen zu können!

Engel begegnen uns häufig in schäbiger Gestalt. Ich möchte Ihnen das an einem eigenen Erlebnis aus meiner Studentenzeit erläutern:

## Eilige Nacht

Göttingen, 24. Dezember 1968

Durchgefroren kommen wir gegen 14 Uhr ins Akavi. Das ist unsere Stammkneipe in Göttingen und das Kürzel für Akademisches Viertel. Am Morgen waren Klaus und ich noch auf die Autobahn gefahren, hatten Fässer und Kisten aus einem umgekippten Wagen der Einbecker Brauerei geborgen. Acht Mark die Stunde, macht 40 Mark für jeden. Schönes Taschengeld in einem Semester, in dem man vor lauter Demos und Institutsbesetzungen nicht dazu kam, seine Leistungsscheine zu machen. Ohne Scheine kein Geld, deshalb malochen.

„Zwei Biere bitte und durchgedrehte Schweineleiche!“ Der Wirt knurrt: „Um drei ist Zapfenstreich und bringt uns ein wenig unwillig nach den Bieren zwei Portionen Thüringer Mett.

Es hat nicht gereicht zum Nachhausefahren für Klaus und mich, und außerdem haben wir Jobs. Ich bin Nachportier im Hotel Zur Sonne direkt gegenüber dem Rathaus. Erstes Hotel am Platze, vorschriebene Dienstkleidung: Stresemann. Nur weil mir mein Vater einen solchen Anzug zum Abitur geschenkt hatte, habe ich den Job bekommen. Klaus ist nächstens Wachmann bei den Alcan-Werken, dem größten Arbeitgeber der Stadt nach der Universität. Unsere unterschiedlichen Dienste haben nur den Beginn gemeinsam: 18 Uhr. Klaus kann sich Zeit lassen, ich habe zwischendurch noch eine Organistenvertretung in der katholischen St.-Godehard-Kirche angenommen: Christvesper um 16 Uhr. „Können Sie mich vertreten, damit ich mit meinen Kindern Bescherung halten kann?“ Dem Organisten hatte ich manche Gruftmücke abgejagt auf dem Städtischen Friedhof, ich muss deshalb seinen Wunsch erfüllen. Das Thüringer Mett will nicht so recht schmecken, wir streichen uns den Rest auf die übrigen Brötchen. „Frohe Weihnacht“, ruft uns der Wirt nach uns löscht die Außenbeleuchtung. Für ihn beginnt der Heilige Abend.

Gegen 15 Uhr bin ich in meiner Bude, ziehe mich um, suche ein paar weihnachtliche Noten zusammen, komme um 15.40 Uhr atemlos in St. Godehard an, einer hässlichen Kirche im Stil der 50er-Jahre mit einer einfachen Orgel. Das Spielen macht keinen Spaß, und Hochwürden hat auch noch ein Lied herausgesucht, die ich als Protestant nicht kenne: „Tag an Glanz und Freuden groß“ Zweimal durchspielen, dann geht's.

Die Kirche füllt sich, in letzter Regieanweisung ordnet der Geistliche einen Psalm nach dem ersten Lied an. Er geht gründlich in die Hose, weil ich ihn viel zu schnell spiele. Die Gemeinde ist eher schleppenden Gesang gewöhnt. „Die werde ich schon aufmischen“, nehme ich mir beim zweiten Lied vor und verstärke zu In dulci jubilo das Pedal, gebe dem Lied einen fröhlichen Drive. Die Gemeinde lässt sich darauf ein, auch wenn den Sängern eigentlich in der dritten Strophe die Zunge aus dem Hals hängen muss. Ich taste mich aufmerksam durch die liturgische Ordnung, am Schluss stimmen alle in den Dauerbrenner „O du fröhliche“ ein – geschafft. Schnell noch beim Küster die Kontonummer fürs Honorar hinterlassen, und mit einem flüchtig hingeworfenen Weihnachtsgruß geht's nach Hause.

Bücher landen in der Aktentasche – im betrieblichen Leerlauf der Heiligen Nacht will ich eine Arbeit über Kants Kritik der praktischen Vernunft schreiben. „Fröhliche Weihnachten!“ Im Foyer des Hotels gegenüber dem Empfangstresen hat Fräulein Groothausen die Lichter am Weihnachtsbaum entzündet. Sie ist Hofdame und rechte Hand der Inhaberin, Fräulein Basse. Acht Gäste würden noch erwartet, doch sie hätten späteres Kommen angekündigt, wollten erst die Familienfeier unterm Weihnachtsbaum halten. Zimmer seien schon belegt. Falls weitere Besucher vorsprächen, solle ich sie mir genau ansehen, ob sie zum Stil des Hauses passten.

„Geht in Ordnung“, nicke ich und nutze die plötzliche Einsamkeit zum einem Telefonat nach Hause. Man muss sich ja wenigstens mal melden. „Junge, du fehlst uns“, gibt Mutter zu. Das tut gut. Ein paar Grüße an die liebe Verwandtschaft, mit der sich das Pfarrhaus in St. Dionys stets zu Weihachten füllt, dann muss ich Schluss machen. Ein Gast möchte telefonieren, gibt mir die Nummer durch, damit ich wählen und dann das Gespräch aufs Zimmer stöpseln kann. Die Haustelesonanlage ist genau so altmodisch wie die verstaubte Inhaberin.

Der Zimmerkellner hat frei über Heilig Abend, und so habe ich den Wunsch eines jungen Paares nach einer Flasche Champagner zu erfüllen. Die Damen öffnet im Negligé, gibt mir drei Mark Trinkgeld. Lächelnd wünsche ich eine schöne Heilige Nacht. Sie lächelt beziehungsweise zurück.

Gegen 19 Uhr schreitet Fräulein Basse vornehm die große Freitreppe herunter ins Foyer, zwei Zimmermädchen und die Hotelassistentin im Gefolge. Bescherung ist angesagt nebst einer Lesung der Weihnachtsgeschichte. Jeder, auch die Küchenmannschaft und der alte Oberkellner, der die wenigen Restaurantgäste bedient, und der gichtgeplagte Hoteldiener Johannes, der jeden Morgen die Schuhe zu putzen hat, erhalten eine Kleinigkeit und einen bunten Teller und eine Flasche Rotwein.

Nach einer halben Stunde ist der sentimentale Spuk vorbei, der ab und zu durch telefonische Verbindungswünsche unterbrochen worden ist. Immer wieder muss ich stöpseln, wenigstens die Kommunikation soll doch in der Heiligen Nacht klappen, wenn man sich im Rest des Jahres schon nicht viel zu sagen hat. Das Restaurant schließt um 22 Uhr, jetzt habe ich die alleinige Regie im Hotel

Gegen 22.30 Uhr kommen die avisierten acht Gäste, allesamt Mitglieder einer prominenten Großfamilie in Göttingen, allesamt auch in ihrer Vornehmheit durch ein paar Gläser Wein zu viel lädiert. Ich helfe beim Gepäcktransport, zeige die Zimmer. „Wir finden unser Zimmer allein, sind schließlich Stammgäste.“ Das letzte paar will offenbar das fällige Trinkgeld sparen und besteigt mitsamt dem Koffer den Fahrstuhl in Richtung zweiten Stock. Ich hechte an meinen Arbeitsplatz hinterm Empfangstresen, drücke von dort aus dem Fahrstuhl bis in den vierten Stock hoch. Nach ein paar Minuten kommt das Paar kopfschüttelnd wieder herunter. Man habe die richtigen Zimmer doch nicht aus eigener Kraft gefunden. Ich weise ihnen den richtigen Weg und werde für meine Schätigkeit mit fünf Mark belohnt – Noblesse oblige.

Es wird still im Hotel. Gegen Mitternacht kommen die beiden Zimmermädchen herunter. Sie sind wie ich zum ersten Mal in der Heiligen Nacht allein. Ich habe den Schlüssel zur Küche und spendiere uns ein Eis. Wir plaudern miteinander, danach gehen sie auf ihre Zimmer. Als ich mich meinen Kant-Studien zuwenden will, kommt ein später Stammgast, der nicht zum Stil des Hauses passt. Stadtstreicher Alfons fragt wie jede Nacht nach Essensresten. Er bekommt etwas von meinem bunten Teller, und er trinkt meine Flasche Rotwein. Ich habe Alkoholverbot im Dienst. „Du musst nicht so viel arbeiten“, rät er mir in seiner Weinseligkeit. „Doch“, antworte ich ihm gegen zwei Uhr morgens. „Ich habe noch nichts geschafft. Du musst jetzt gehen. Ich hatte eine eilige Nacht!“ Ich glaube, ich habe damals meinem Weihnachtsengel die Tür gewiesen, und ich habe mir in der damaligen Nacht vorgenommen, über der Arbeit die Zeit für gute Gespräche nicht zu vergessen. Vielleicht müssen wir hier alle eine Weiche umstellen, wie in der folgenden Geschichte:

## Elektrische Eisenbahn

Mein Sohn ist erst zweieinhalb Jahre, doch als die Weihnachtszeit naht, juckt es mich in den Fingern: Ich kaufe ihm eine elektrische Eisenbahn: Lok, drei Güterwagen, ein Schienenoal mit einer Weiche. Unterm Weihnachtsbaum baue ich eben jene Errungenschaft auf, nach der



Die Rollen sind schnell gelernt für uns acht- bis zehnjährigen Kinder, als Josef habe ich nur bei den Wirten anzuklopfen, nach Quartier zu fragen, und am Schluss den Heiligen drei Königen sowie den Hirten für die Gaben zu danken. Maria hat noch weniger zu melden in dem Stück, aber ich darf ihr ab und zu den Rücken streicheln, wenn sie sich über das Jesuskind in der Krippe neigt.

Im kalten Gemeindesaal haben wir das Stück einstudiert. Nach acht Proben sitzen die Rollen, und sogar der stotternde August Brandes bringt inzwischen seinen Satz als Hirte ganz passabel aus dem Mund, den er bei der Übergabe eines Lammfelles zu sagen hat. Gängige Männerkleidung für die Hirten und für Josef sind einfache Säcke, in die unsere Eltern Öffnungen für Kopf und Arme geschnitten haben, Gummistiefel, ein Fetzen Tuch um den Hals und ein verbeulter Hut vom Vater. Maria sticht mit einem Gewand in Rot und Blau von unserem rustikalen Aussehen wohltuend ab. Die drei hemdsärmeligen Wirte halten Biergläser in der linken Hand, damit sie uns mit der Rechten die Tür vor der Nase zuschlagen können. Die drei Könige tragen raschelnde Gewänder aus Krepppapier und Hochglanzkronen. Die Engel – sie sind eigentlich am schönsten von allen angezogen, nämlich mit weißen Nachthemden aus Omas Beständen, haben Flügel mit richtigen Gänsefedern, einen Stern aus Goldpapier auf dem Kopf und einen Gürtel aus Goldband. Wenn sie den Engelschor in unschuldiger Falschheit singen, müssen wir männlichen Akteure lachen. Meine hochmusikalische Freundin Brigitte würde ja am liebsten mit ihrer wunderschönen Stimme eingreifen, aber sie muss gemäß ihrer Rolle den Mund halten, darf das schlafende Jesuskind nicht stören, das in einer echten Krippe liegt, die Tischler Pape aus Holzresten zusammen geschlagen hat. Alles klappt bei der Generalprobe – keine Probleme.

Dann wird's ernst: Die Glocken läuten zum Heiligabend-Gottesdienst, längst haben wir unsere Kostüme an, wir schreiten in die Kirche, wie uns das die Organistin gelehrt hat. „Trampelt nicht durcheinander, in der Kirche muss man würdig gehen, immer zu zweit nebeneinander!“

Nach „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ und der Weissagung aus dem Alten Testament setzt sich mein Vater erwartungsvoll auf seinen Pastorenstuhl. Jetzt übernehmen wir die Regie in dem Gottesdienst. Die Organistin hat ihr asthmatisches Harmonium verlassen, um im Notfall zu soufflieren. Sie braucht nicht einzugreifen, und sogar August kann ohne Stottern seinen Gruß ans Jesuskind aufsagen. Ich habe um ihn mehr gezittert als er selbst, denn er ist mein bester Freund, weil er auf dem Schulhof stets sein Leberwurst- gegen mein dürftiges Flüchtlings-Marmeladenbrot tauscht.

„Ihr bleibt in der Schlusszene stehen, bis ich das Nachspiel beginne und die Leute die Kirche verlassen“, hatte Fräulein Schenk uns eingeschärft. Jetzt, nachdem das Krippenspiel gelaufen ist, beginnen die Probleme. August hat vergessen, vor der Kirche aufs Klo zu gehen. Er tritt von einem Bein auf das andere und versendet verzweifelte Blicke. Brigittes Marien-Kopftuch rutscht ihr immer tiefer über die Augen, obwohl sie mucksmäuschenstill sitzt, während mein Vater von der Kanzel die Abkündigungen verliest. Dann schreitet er – so gut wie meinen Vater habe ich bis heute keinen Pastor schreiten sehen – dann schreitet er also zum Altar, um das Fürbittengebet und das Vaterunser zu sprechen.

Mir schießt das Blut in den Kopf, besser: unter den Hut. Beim Beten – so habe ich es gelernt und in den vielen Pflichtgottesdiensten, die ich als Pastorensohn oft gegen meinen Willen habe über mich ergehen lassen müssen – nimmt man den Hut ab. Aber das geht nicht, ich habe keine Hand frei. Mit der Rechten soll ich ja laut Regieanweisung Maria beruhigend den Rücken streicheln – eine ungeschickte Bewegung meinerseits mag das Rutschen ihres Kopftuches ausgelöst haben –, und mit der Linken halte ich den Wanderstab, mit dem ich mein schwangeres Weib bis zu meiner Geburtsstadt Nazareth geführt habe. Josef oder Pastorensohn? So huscht es mir durch den Kopf. Ich bekenne mich zum Pastorensohn, nehme für den Bruchteil einer Sekunde die Hand von Marias Kopftuch, das ihr nun ganz über die

Augen rutscht, um schnell den Hut abzusetzen und mir selbigen zwischen die Knie zu klemmen.

Mein Vater hat sich zum Gebet von der Gemeinde zum Altar gedreht und bemerkt den unglücklichen Szenenwechsel zunächst nicht. Doch die Mitspieler und die übrige Gemeinde kann angesichts der ungewollten Komik – Maria mit verbundenen Augen, Josef mit Hut zwischen den Beinen – nicht ernst bleiben. Einige Gluckser alarmieren meinen Vater. Der dreht sich um, um mit strafendem Blick seine Schäflein zu disziplinieren, erfasst sofort das Malheur und sagt zu mir: „Josef, du darfst zum Gebet deinen Hut ruhig aufbehalten!“ Ich setze ihn also wieder auf, finde auch noch Zeit, meiner Brigitte das Marien-Kopftuch wieder zurecht zu zupfen, und mein Vater nimmt einen zweiten Anlauf zur Zwiesprache mit unserm Herrgott: „Lasset uns beten!“

Nach dem Segen setzt Fräulein Schenk zum erlösenden Nachspiel auf dem Harmonium an, wir dürfen uns bewegen, als die Gemeinde dem Ausgang zuströmt. Und Hirte August? – Er hat plötzlich zwar einen erlösten Blick, aber er geht sehr breitbeinig beim Verlassen der Kirche. „Mensch“, sagte er 29 Jahre nach diesem Krippenspiel, als wir uns zur silbernen Konfirmation wieder trafen, „Mensch, Martin, das war klasse damals mit deiner Hutnummer. Ich musste sowieso. Aber als du dir den Hut zwischen die Beine geklemmt hast, da konnte ich einfach nicht mehr. Ich habe vor Lachen in die Hose gepinkelt!“ August stotterte nicht mehr, er sprach ganz normal wie jeder andere. War’s ein Geschenk der Engel?

Für die Advents- und Weihnachtszeit, für den Heimweg und für das ganze Jahr wünsche ich Ihnen allen einen Schutzengel, der Sie in Gottes Auftrag behütet und bewacht. Rainer Maria Rilke hat diesen Engel, der uns in einem bekannten oder unbekanntem Gesicht im Alltag begegnen kann, in einem Gedicht besungen, das weit über die Weihnachtszeit hinausgreift:

#### Der Schutzengel

Du bist der Vogel, dessen Flügel kamen,  
Wenn ich erwachte in der Nacht und rief.  
Nur mit den Armen rief ist, denn dein Namen  
Ist wie ein Abgrund, tausend Nächte tief.  
Du bist der Schatten, drin ich still entschlief,  
Und jeden Traum ersinnt in mir dein Samen, -  
Du bist das Bild, ich aber bin der Rahmen,  
der dich ergänzt in glänzendem Relief.

Wie nenn ich dich? – Sie, meine Lippen lahmen.  
Du bist der Anfang, der sich groß ergießt,  
Ich bin das langsame und bange Amen,  
Das deine Schönheit scheu umschließt.

Du hast mich oft aus dunklem Ruh’n gerissen,  
Wenn mir das Schlafen wie ein Grab erschien  
Und wie Verlorengeden und Entflieh’n, -  
Da hobst du mich aus Herzensfinsternissen  
Und wolltest mich auf allen Türmen hissen  
Wie Scharlachfahnen und wie Draperien.

Du: der von Wundern redet wie vom Wissen  
Und von den Menschen wie von Melodien  
Und von den Rosen: von Ereignissen,

Die flammend sich in deinem Blick vollziehn, -  
Du Seliger, wann nennst du einmal Ihn,  
aus dessen siebentem und letzten Tage  
Noch immer Glanz auf einem Flügelschlage verloren liegt...  
Befiehst du, dass ich frage?“

Ich danke Ihnen fürs Zuhören.